

Joseph Roth

HIOB

Ein Roman in Einfacher Sprache



PASSANTEN VERLAG



Hiob. Roman eines einfachen Mannes
von Joseph Roth

Nach der Originalausgabe von 1930, Berlin
Übertragen in Einfache Sprache von Hardy Kuttner

Umschlag & Gestaltung: Passanten Verlag

**Manche Wörter sind durch einen Bindestrich getrennt,
damit man sie besser lesen kann.**

Copyright für diese Ausgabe: © 2016 Passanten Verlag
Druck & Verlag: Passanten Verlag, www.passanten-verlag.de
Gedruckt auf ALSTER Werkdruckpapier
ISBN 978-3-945653-10-4

Joseph Roth

HIOB

Roman eines einfachen Mannes



PASSANTEN VERLAG

Zuchnow



Vor vielen Jahren lebte in dem kleinen russischen Ort Zuchnow der Lehrer Mendel Singer. Mendel Singer war fromm und gottesfürchtig, ein ganz normaler Jude. Sein Haus bestand aus einem einzigen Raum. Hier wohnte er mit seiner Frau und seinen Kindern. Hier fand am Tag der Unterricht statt. Hier las er mit seinen Schülern die Heilige Schrift.

Mendel Singer hatte ein blasses Gesicht. Ein dunkler Bart verdeckte den Mund. Seine Augen waren groß, schwarz und halb geschlossen. Immer sah er müde aus. Doch Mendel Singer hatte es immer eilig. Wenn er durch die Gassen lief, flatterte sein Mantel wie ein großer schwarzer Vogel.

Das Leben war schwer und voller Mühsal, eine einzige Plage. Er musste eine Frau und drei Kinder versorgen. Sie brauchten Essen und Kleider. Und nun war seine Frau schon wieder schwanger.

Doch Mendel liebte sein Weib. Und er liebte ihren kräftigen Körper. Mit gesundem Hunger verzehrte er seine Mahlzeiten.

Streng war Mendel Singer zu seinen Söhnen Jonas und Schemarja. Und wenn sie ungehorsam waren, gab es eine Tracht Prügel. Aber das Töchterchen Mirjam, das war sein Liebling. Mirjam hatte schwarzes Haar und schwarze, liebliche Augen. Ihre Arme und Beine waren schlank und zart, wie bei einem jungen Reh.

12 Schüler hatte Mendel Singer. Sie mussten die Bibel lesen und auswendig lernen. Am Freitag brachte jeder Schüler 20 Kopeken. Das war Mendels ganzer Lohn. Das Geld reichte nicht zum Leben und es reichte nicht zum Sterben.

Das Leben wurde von Jahr zu Jahr teurer. Die Karotten wurden kleiner, die Eier weniger, die Kartoffeln erfroren. Die Enten wurden mager und die Hühner – ach, die Hühner, die wurden ein Nichts.

Doch Mendel Singer klagte nicht. Aber seine Frau Deborah! Na ja, sie war ein Weib. Manchmal ritt sie der Teufel. Dann schielte sie zu den Reichen und den Kaufleuten. Mendel war dann in ihren Augen nur ein armer Taugenichts. Dann schimpfte und jammerte sie, ohne ein Ende zu finden. Die Kinder, die Schwangerschaft, der geringe Lohn, für alles gab sie Mendel die Schuld. Er hatte Schuld am schlechten Wetter – und an den kleinen Karotten auch.

Jeden Freitag putzte Deborah das gesamte Haus. Sie scheuerte den Fußboden, bis er ganz gelb wurde. Mit ihren starken Händen und mit ihren Finger-Nägeln kratzte sie den Schmutz aus allen Ritzen. Keine Gnade und keine Milde gab es für Staub, Unrat und schwarzen Schmutz.

Draußen vor der Tür wurden die Möbel gelüftet. Das hölzerne Bett, die Strohsäcke. Es gab einen blank gehobelten Tisch und zwei lange und schmale Bänke.

Wenn es dunkel wurde, zündete Deborah die Kerzen an. Und wenn Mendel Singer nach Hause kam, dann leuchtete ihm der Fußboden entgegen, gelb wie die Abend-Sonne.

Mendel setzte sich an den Tisch und sang ein altes Lied.

Dann schlürften die Eltern und die Kinder die heiße Suppe.

Sie lächelten den Tellern zu. Niemand sprach ein Wort.

Im Zimmer wurde es wärmer und wärmer. Die Hitze stieg aus den Töpfen und den Schüsseln. Die Kerzen begannen sich zu biegen.

Das weiche Wachs tropfte auf das Tischtuch.

Dann wurden die Fenster geöffnet. Die Kerzen leuchteten auf und brannten friedlich zu Ende. Die Kinder legten sich auf die Strohsäcke am Ofen. Die Eltern saßen am Tisch. Sie schauten auf die kümmerlichen Kerzen. Dünne Rauch-Fäden zogen zur Decke.

Jeden Freitag-Abend brach so der Sabbat an. Der Feiertag der Juden. Schweigen, Kerzen, Gesang. Dann war auch dieser Tag vorbei. Und wieder begann eine Woche. Tag für Tag, eine unendliche Reihe aus Mühsal und Plagen.

An einem heißen Tag im Sommer brachte Deborah einen Knaben zur Welt. Mendels Schüler wurden nach Hause geschickt. 7 Tage Ferien begannen. Am 8. Tag wurde der Knabe beschnitten und Menuchim genannt.

Menuchim lag in einem Korb aus geflochtenen Weiden-Ruten. Der Korb hing an Seilen von der Decke, wie ein Kron-Leuchter. Mendel Singer tippte von Zeit zu Zeit vorsichtig an den Korb. Das Schaukeln beruhigte den Säugling.

Manchmal aber half auch das Schaukeln nicht. Der kleine Menuchim krächzte dann ohne aufzuhören. Ein hässlicher Ton zum Gemurmel der Schüler, zu den heiligen Sätzen der Bibel.

Deborah stieg auf einen Stuhl und holte den Säugling herunter. Sie öffnete ihre Bluse. Die Schüler starrten wie verzaubert auf die riesige weiße Brust. Dann hörte man nur noch das Schmatzen des Säuglings.

Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen wurden zu Monaten. 12 Monate machten ein Jahr. Menuchim trank immer noch die Milch seiner Mutter. Er wollte nichts Anderes. Manchmal stöhnte Menuchim wie ein Tier. Dann wieder atmete er rasend schnell. Sein großer Schädel hing an seinem dünnen Hals wie ein Kürbis. Die Haut auf seiner Stirn war faltig. Seine Beine waren krumm und hatten keine Kraft. Seine dünnen Ärmchen zappelten und zuckten.

Wenn es ganz schlimm wurde, nahmen sie das Kind aus der Wiege. Sie schüttelten Menuchim, bis das Gesicht ganz blau wurde. Dann legten sie warme Tücher und Kräuter auf seine Brust und seinen dünnen Hals.

„Macht nichts“, sagte sein Vater, „es kommt vom Wachsen!“
Und Besucher sagten: „Das wird schon.“

Niemand machte sich große Sorgen.

Bis eines Tages die Pocken in der Stadt ausbrachen.
Eine ansteckende und schwere Krankheit. Eine ernste Sache.
Ärzte kamen in die Häuser der Juden. Russische Ärzte!

Noch nie war das geschehen. Alle Juden sollten geimpft werden. Eine Strafe Gottes! Viele Juden versteckten sich in ihren Häusern. Mendel Singer aber, der Gerechte, Mendel Singer flüchtete vor keiner Strafe Gottes. Auch der Impfung sah er mutig entgegen.

An einem heißen, sonnigen Vormittag kam der Arzt in Mendels Stube. Müde und erschöpft setzte sich der Doktor auf die Bank. Da sah er den kleinen Menuchim. Er hob den Krüppel hoch und sagte schließlich: „Ich könnte ihn vielleicht gesund machen. Er hat lebendige Augen. Ich nehme ihn mit in das Krankenhaus.“

Deborah war einverstanden. Sie sagte zu Mendel:

„Er wird ihn gesund machen!“ Mendel aber rief: „Sei still, Deborah! Gesund machen kann ihn kein Doktor, wenn Gott es nicht will. Soll er mit russischen Kindern aufwachsen? Kein heiliges Wort hören? Milch trinken und blutiges Fleisch essen? Wir sind arm, aber Menuchims Seele verkaufe ich nicht. Man wird nicht gesund in fremden Spitälern.“ Wie ein Held streckte Mendel seinen dünnen, weißen Arm vor. Sollte der Doktor ihn impfen. Menuchim aber gab er ihm nicht.

Doch die Furcht war im Haus. Und Kummer war in den Herzen. Deborah durfte nun seufzen und klagen. Mendel ermahnte sie nicht.

Aus dem Sommer war Regen geworden. Aus dem Regen wollte Schnee werden. Die älteren Kinder wuchsen und wuchsen. Deborah aber hasste ihr fröhliches Geschrei, ihre roten Wangen, ihre kräftigen Arme und Beine. Denn Menuchims Anfälle hörten nicht auf. Alle Gebete halfen nicht.

Da packte eines Tages Deborah den Korb mit ihrem Sohn. Vielleicht konnte der Wunder-Rabbi in Klutschyk den kleinen Menuchim gesund machen! Der Rabbi war ein kluger Mann. Zu ihm wollte Deborah mit ihrem Sohn.

Und so reiste Deborah mit dem Kutscher Sameschkin in die Stadt. Der Kutscher Sameschkin war ein grober Mensch. Aber er hatte ein Pferde-Fuhrwerk, mit dem er das Heu in die Stadt brachte.

Oben auf dem Heu saß Deborah mit ihrem Sohn. Sie musste sich und Menuchims Korb festhalten. Der Weg war schlecht und schmal und vom Regen ganz aufgeweicht.

Es war eine mühsame, lange Reise. Und als sie schließlich in der Stadt ankamen, war es finstere Nacht.

Viele Menschen waren in die Stadt gekommen. Alle wollten den Rabbi sehen. Klutschyk war eine große Stadt. Es war die größte Stadt, die Deborah jemals gesehen hatte. Über tausend Häuser. In den kleinen Häusern am Markt waren die vielen Besucher zu Gast. Dort lagen sie auf harten Liegen. Wach oder schlafend. Am nächsten Morgen wollten sie alle zum Rabbi. Er würde helfen. So hofften sie. All die Kranken, die Krummen, die Lahmen, die Blinden. Die Mütter mit ihren verkrüppelten Kindern. Männer, die in das Gefängnis oder zur Armee sollten. Alle hofften sie auf ein Wunder.

Deborah wohnte bei Mendels Verwandten. Sie schlief nicht. Die ganze Nacht hockte sie neben Menuchims Korb. Dunkel war das Zimmer. Dunkel und voller Angst war Deborahs Herz. Sie betete nicht mehr zu Gott. Gott war so weit weg, unendlich weit hinter unendlichen Himmeln. Millionen Gebete waren nötig um Gott zu erreichen. Er war zu hoch und viel zu weit weg. Es war unmöglich einen Zipfel von Gott zu erreichen.

Deborah flüsterte in die Dunkelheit. Sie sprach zu ihren toten Eltern, zum Großvater Menuchims. Dann flüsterte sie die heiligen Namen der Bibel in die Nacht: Abraham, Isaak und Jakob und Rahel, Lea, Sarah, Rebecca. Vielleicht würden sie helfen. Vielleicht.

Deborah hatte Angst den Rabbi nicht zu erreichen. Zu Viele waren gekommen. Doch sie musste es schaffen. Sie musste den Rabbi sehen. Menuchims Heilung wäre danach ein Kinder-Spiel.

Endlich sah Deborah durch die Fenster den heller werdenden Himmel. Schnell erhob sie sich. Sie zündete im Herd das Feuer an. Sie holte den Samowar vom Tisch. Bald kochte das Wasser für den Tee. Die ganze Familie wurde wach. Alle setzten sich an den Tisch.

Deborah nahm ihren Sohn aus dem Korb. Menuchim jammerte. Sie küsste ihn zärtlich. Ihre Lippen küssten das graue Gesicht, die krummen Beinchen, den geschwollenen Bauch.

Dann wickelte sie den Kleinen in eine Decke und schnürte einen Strick um das Paket. Sie hängte sich ihren Sohn um den Hals. So hatte sie ihre Hände frei. Platz wollte sie sich schaffen, Platz im dichten Gedränge vor der Tür des Rabbi.

Mit einem Schrei stürzte Deborah in die Menge der Wartenden. Mit grausamen Fäusten drängte sie die Schwachen auseinander. Niemand konnte sie aufhalten. Jeder war geblendet vom Schmerz in ihrem Gesicht. Große Tränen leuchteten auf ihren Wangen. Dicke Adern am gereckten Hals.

Wie eine Fackel stürmte Deborah durch die Menge. Mit einem letzten Schrei stürzte sie endlich vor der Tür des Rabbi zu Boden. Mit ihrer rechten Hand klammerte sie sich an die Tür. Die linke Hand trommelte gegen das braune Holz. Menuchim schleifte vor ihr her am Boden. Jemand öffnete die Tür.

Der Rabbi stand am Fenster. Deborah konnte nur den Rücken sehen. Plötzlich drehte der Rabbi sich um. Deborah blieb an der Tür. Mit beiden Armen hielt sie ihren Sohn vor sich. Wie ein Geschenk oder wie ein Opfer.

Der Rabbi hob seine rechte Hand – das gütige Zeichen. Ganz nah hörte Deborah die Stimme des Rabbi:

„Menuchim, Mendels Sohn, wird gesund werden. Wenige gibt es unter den Juden, und keinen wie ihn. Der Schmerz wird ihn klug machen. Die Hässlichkeit macht ihn gütig. Die Krankheit macht ihn stark. Seine Augen werden weit sein und tief, seine Ohren hell und voller Verstand. Sein Mund wird schweigen. Aber wenn er die Lippen öffnet, dann werden sie Gutes verkünden. Hab keine Furcht, Deborah, geh nach Haus!“

„Wann, wann wird er gesund werden?“, flüsterte Deborah.

„Nach langen Jahren“, sagte der Rabbi. „Frage nicht weiter, ich habe keine Zeit. Und mehr weiß ich nicht. Verlass deinen Sohn nicht, auch wenn er eine große Last ist. Gib ihn nicht weg von dir. Er kommt aus dir, wie ein gesundes Kind. Geh jetzt.“

Draußen machte man ihr Platz. Deborahs Wangen waren blass, die Augen trocken. Mit Hoffnung im Herzen kehrte sie heim.

Menuchim



Als Deborah heimkehrte, stand ihr Mann am Herd. Schlecht gelaunt und ungeschickt kümmerte er sich um das Feuer. Wunder waren Mendel verdächtig. Er lächelte über den Glauben seiner Frau an den Rabbi. Er brauchte niemanden zwischen Gott und den Menschen.

„Menuchim wird gesund werden. Aber es wird lange dauern!“, sprach Deborah und betrat das Haus.

„Es wird lange dauern“, wiederholte Mendel wie ein böses Echo.

Deborah hingte den Korb mit dem kleinen Menuchim an die Decke.

Die älteren Kinder kamen vom Spiel. Sie liefen zum Korb.

Übermütig ließen sie den kleinen Bruder heftig schaukeln, wie ein lustiges Spielzeug, wieder und wieder.

Da packte Mendel Singer seine Söhne Jonas und Schemarja.

Mirjam, das Mädchen, flüchtete zur Mutter. Mendel kniff seine Söhne in die Ohren. Sie heulten auf. Er schnallte seinen Gürtel ab und ließ ihn durch die Luft sausen. Der Ledergürtel war sein Arm und seine Hand. Mendel spürte jeden Schlag auf dem Rücken der Söhne. Er traf die Wände, den Tisch, die Bänke. Er freute sich, wenn er traf. Und er freute sich, wenn er daneben schlug.

Endlich war es vorbei.

Die Wanduhr schlug die 3. Stunde. Die Stunde, in der sich die Schüler versammelten. Mendels Söhne saßen mit am Tisch.

Immer noch aufgeregt begann Mendel, aus der Bibel vorzulesen. Die Schüler wiederholten Wort für Wort und Satz für Satz. Die hellen Kinder-Stimmen waren wie das feine Läuten von Kirchen-Glocken. Und wie Glocken schaukelten die kleinen Körper der Schüler. Vor und zurück. Vor und zurück bei jedem Satz. Und so schaukelte auch über ihren Köpfen Menuchims Korb. Des Vaters Zorn war erloschen.

Jonas, der ältere Bruder, war stark wie ein Bär. Schwer und stark war sein Gang. Das krause Haar wucherte wild unter der Mütze. Sanft und vorsichtig folgte ihm sein Bruder Schemarja. Schemarja war schlau wie ein Fuchs. Er hatte ein schmales Gesicht und helle Augen. Niemals gab es Streit zwischen den Brüdern. Aus Blech-Dosen, Zündholz-Schachteln, Scherben und Weiden-Ruten fertigte Schemarja wunderbare Dinge. Jonas hätte sie mit seinem starken Atem umblasen und vernichten können. Doch er bewunderte die zarte Geschicklichkeit. Neugierig und fröhlich blickte Jonas mit seinen kleinen, schwarzen Augen auf seinen Bruder.

Die Tage vergingen. Es wurde Zeit, Menuchims Korb von der Decke abzunehmen. Deborah hob Menuchim aus dem Korb. Feierlich überreichte sie den Kleinen ihren älteren Kindern.

„Geht mit ihm spazieren!“, sagte Deborah. „Wenn er müde wird, tragt ihr ihn. Und Gott behüte, lasst ihn nicht fallen. Der heilige Mann hat gesagt, er wird gesund. Tut ihm nicht weh. Niemals!“

Von nun an begann die Plage der Kinder. Unglücklich schlepten sie Menuchim durch die Stadt. Sie ließen ihn liegen, sie ließen ihn fallen. Sie wurden von den anderen Kindern verspottet.

Die Brüder mussten den Kleinen halten. Jeder auf einer Seite. Menuchim in der Mitte. Er wackelte ungeschickt mit seinen verkrüppelten Beinen. Immerzu blieb er stehen.

Bald ließen sie ihn liegen. Sie legten ihn in eine Ecke, in einen Sack. Dort spielte er mit Hunde-Kot, Pferde-Äpfeln, Kiesel-Steinen. Er kratzte die Farbe von den Wänden und stopfte sich den Mund voll.

Dann hustete er und wurde ganz blau im Gesicht.

Manchmal fing Menuchim an zu weinen. Die Brüder schickten dann Mirjam zu ihm. Sie sollte ihn trösten. Lachend hüpfte die Schwester zu Menuchim. In ihrem Herzen aber war Feindschaft und Ekel.

Mirjam streichelte das weinende Gesicht. Sie schaute sich um, nach rechts und nach links. Dann zwickte sie ihren Bruder in das Bein.

Menuchim heulte laut auf. Nachbarn sahen aus dem Fenster. Mirjam machte ein besorgtes Gesicht. Alle Menschen hatten Mitleid mit ihr.

Dann kam der Sommer. Die Kinder schleppten Menuchim aus dem Haus. Sie steckten ihn in eine Regen-Tonne. In dem Wasser schwammen Würmer, Obstreste und verschimmeltes Brot.

Die Kinder hielten Menuchims Beine. Dann stießen sie seinen Kopf in das Wasser. Wieder und wieder. Dann zogen sie ihn heraus.

Menuchim lebte. Er röchelte, er spuckte Wasser, Würmer. Er lebte.

Nichts geschah ihm. Da trugen ihn die Kinder zurück ins Haus, schweigsam und voller Furcht. Furcht vor Gottes kleinem Finger, der eben ganz leise gewinkt hatte. Den ganzen Tag redeten sie nicht miteinander. Sie schämten sich. Sie fürchteten sich.

Es hörte zu regnen auf, die Sonne schien. Nichts geschah. Die Kinder krochen ins Haus zurück, wie Hunde. Den ganzen Nachmittag warteten sie auf den Tod Menuchims. Menuchim aber starb nicht. Menuchim blieb am Leben, ein mächtiger Krüppel.

Eines Morgens erwachte Deborah früher als Mendel. Im Zimmer war es noch dunkel. Sie sah auf ihren schlafenden Mann. Sie entdeckte die ersten weißen Haare in seinem Bart. Er schnarchte.

Deborah sprang aus dem Bett. Sie stellte sich vor den alten Spiegel. Sie glaubte, auch bei sich ein weißes Haar zu sehen. Sie packte es mit ihren Fingern und riss es aus. Dann öffnete sie ihr Hemd.

Deborah sah ihre schlaffen Brüste, hob sie hoch, und ließ sie fallen.

Sie sah die blauen Adern an ihren Schenkeln. Noch nie hatte sie so gestanden. Nichts geschah. Nur ein Sommer-Morgen brach an. Ein neuer Tag.

Seit diesem Tag gab es keine Lust mehr zwischen Mendel Singer und seiner Frau. Sie schämten sich vor einander. Sie schwiegen wie in den ersten Tagen ihrer Ehe.

Der Sommer war lang und arm an Regen. Tür und Fenster standen offen. Die Kinder waren selten zu Haus. Im Licht des Sommers wuchsen sie schnell. Sogar Menuchim wuchs. Seine Beine waren immer noch krumm. Aber sie wurden länger. Auch sein Oberkörper streckte sich.

Plötzlich, eines Morgens, stieß Menuchim einen Schrei aus. Dann blieb er still.

Eine Weile später sagte er, klar und deutlich: „Mama.“

Deborah stürzte sich auf ihn. Aus ihren Augen flossen die Tränen, heiß, stark, groß und salzig, schmerzlich und süß. „Sag Mama!“ „Mama“, wiederholte der Kleine. Immer wieder sprach er das Wort. 100 Mal wiederholte es Deborah. Nicht umsonst waren ihre Bitten. Menuchim sprach!

Dieses eine Wort war schön wie die Liebe, gewaltig wie ein Donnerschlag, weit wie die Erde, süß wie eine Frucht. Menuchim wird stark und groß werden. Er wird klug werden. Ein guter Mensch. So wie es der Rabbi gesagt hatte.

Aber: Keine anderen Worte kamen aus Menuchims Mund. Das Wort Mama bedeutete Essen und Trinken. Es bedeutete Himmel und Erde und Schlafen und Schmerz. Deborah verstand, was Menuchim sagen wollte.

Ende der Leseprobe